



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

No 18.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(17. Fortsetzung.)

Bei dem General von Pommer war an diesem Abende eine sehr kleine, aber äußerlich recht sonderbar zusammengesetzte Gesellschaft beisammen.

Ein Mann des Krieges und zwei des Friedens — bei dem General der katholische Domherr von Lysen und der protestantische Konsistorialrat Kölle.

Und wie die Herren durch ihren Beruf und ihr Religionsbekenntnis von einander anscheinend streng geschieden waren, so waren sie es anscheinend auch durch ihr politisches Glaubensbekenntnis.

Der General hatte sich öffentlich mit vielem Stolz und Gerächsel unter die Kulturkämpfer gemischt und nannte sich freikonservativ; der Domherr von Lysen war, wenn auch nicht vor der Welt, so doch in der That einer der streitbarsten Kämpfer für die aller irdischen Gerechtigkeit vorangehenden Rechte der ultramontanen Kirche; der Konsistorialrat Kölle bekante sich dagegen zu der altkonservativen Partei und verehrte in der Kreuzzeitung das einzige von echt christlichem Geiste durchdrungene und getragene Preßorgan.

Trotz aller dieser anscheinend unvereinbaren Gegensätze waren die drei Herren, wenn sie sich im stillen Kämmerlein bei einem Glase echten Nebenjaftes vereint fanden, ein Herz und eine Seele.

Und das wäre für jeden, der die Ehre und das Vergnügen gehabt hätte, sie genau zu kennen, sehr erklärlich gewesen.

Der General zuvörderst huldigte der Ansicht, daß politische und religiöse Ueberzeugungen zwar sehr nützliche und notwendige, ja unerläßliche Dinge seien, — so nützlich, so notwendig, so unerläßlich, wie der Waffenrock, die Montur des Monarchen für den Soldaten. Aber im Soldaten steckt doch der Mensch und dieser war, selbst für solch' einen alten Handdegen, wie der General von Pommer, im Grunde und unter gewissen Umständen auch one Waffenrock zu denken — nämlich wenn er sich nicht im Dienste befände.

Zuhause — beim Weine und beim Male — liebte es der General, in einem bannigen Alpaccajaquetchen dazusitzen. Dichtere Kleidung wurde ihm schon nach dem ersten Gange und der ersten Flasche unbequem. Und zuhause waren ihm seine politischen und religiösen Ansichten nicht minder lästig; wenn er solche besessen hätte, so wäre er oft in Diskussion und Streit darüber gekommen, und da er weder ein Mann der Feder noch des Wortes war, so vermied er allen Streit gern da und mit solchen Leuten, welchen er nicht im Notfalle durch ein derbes Machtwort seine Meinung einfach als die einzig richtige oktroyiren konnte.

Zu diesen Gründen kam bei dem General noch das Gefühl, daß Kirche und Staat mit ihren Vertretern und Anhängern eigentlich zusammengehörten und sich nicht bis zur entschiedenen Feindseligkeit oder etwa gar bis zur Unversöhnlichkeit befehden dürften. Natürliche Bundesgenossen zu Schutz und Trutz wären und blieben sie trotz allem Hader um politische und religiöse Detailfragen wie um die allerdings wichtigere Frage des Vorrangs und der Hegemonie.

Was der General fühlte — das wußten die beiden Gottesmänner genau. Sie wußten das, und wußten, daß der aus den politischen Gemeinschaften des Mittelalters hervorgegangene Staat, die Kirche und die Kirche den Staat nicht entbehren kann. Und sie wußten nicht weniger gut, daß die beiden christlichen Hauptreligionsgemeinschaften sich selbst am schlimmsten schädigen würden, wenn sie heute noch wie zur Zeit der Reformation gegeneinander Krieg führten und wüteten.

Daß eine die materielle Welt umspannende, durchdringende und beherrschende immaterielle, überfinliche Welt bestehe, die mit jener von einem über alles Sinliche und Außerfinliche schrankenlos von Ewigkeit zu Ewigkeit gebietenden Weltgeist vom Größten bis zum Kleinsten regiert wird, war den beiden hervorragenden Vertretern der christlichen Konfessionen der erste der Glaubensartikel, welchen um jeden Preis wach zu erhalten im Herzen des Volkes die höchste Aufgabe aller christlichen Priesterschaft sei. Und zu diesem einen Glaubensartikel gesellte sich noch der andere an Wert und Wichtigkeit ihm um nichts nachstehende hinzu, daß Vermittler zwischen der finlichen und überfinlichen Welt, zwischen Gott und den Menschen unerläßlich nötig seien, wenn die Menschheit nicht zeitlich und ewiglich verderben solle, und daß zu diesem erhabensten Vermittleramte niemand anders berufen und befähigt sei, als die Priester.

Es liegt auf der Hand, daß diese Quintessenz religiösen Glaubens sowol von den Dienern der katholischen als von denen der evangelischen Kirche vertreten und verbreitet werden muß, und es ist nicht minder offenbar, daß neben diesen Angeln des Kirchenglaubens alle Konfessionsstreitigkeiten und dogmatischen Sinn- und Wortklaubereien Nebendinge sind und für erleuchtete Streiter der Kirche als unwesentlich zurücktreten müssen.

Das war der geistige Boden, auf dem sich der Domherr und der Konsistorialrat längst begegnet waren. Und da das Haus des Generals von Pommer ein Sammelplatz der vornehmen Welt und infolge der ungemein ostensiblen Frömmigkeit der Generalin

vorzugeweise des glaubensfreundlichen Teils der aristokratischen Gesellschaft beider Konfessionen war, so hatten sich die beiden geistlichen Herren als die priesterlichen Lieblinge der geburtsnoblen Bekennerchaft der einen und der andern ganz zwanglos in diesem Hause zusammengefunden.

Und der Kulturkampf hatte sie einander nicht nur nicht entfremdet, sondern vielmehr genähert. Sie hatten alsogleich die Gefahr erkannt, welche aus ihm für allen Autoritätsglauben — weltlicher wie geistlicher Art — erwachsen konnte, wenn nicht erwachsen mußte. Sie hatten mit scharfen Augen beobachtet, wie die liberalen Parteien diesen Kulturkampf für ihre, der Religion vielfach feindlichen, oder zum mindesten hinderlichen Zwecke zu fruktifizieren suchten, und sie hatten den Kulturkampf schon um seines die Kulturmission der Kirche verdächtigenden und die Religion selbst beleidigenden Namens willen von vornherein mit scharfen Augen angesehen — beide: der protestantische, wie der katholische Priester.

Diese in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Konsequenzen gemeinsame Anschauung hatten sie bei einem Gespräche unter vier Augen gelegentlich ausgetauscht, und seit der Zeit waren sie heimliche Bundesgenossen geworden, die das Bedürfnis empfanden, sich nicht nur von Zeit zu Zeit über die Fragen der Zeit in akademischer Auseinandersetzung zu unterhalten, sondern auch ernste Beratungen zu gemeinsamem Handeln zu treffen.

Aus einleuchtenden Gründen mußte es überflüssig, selbst gefährlich erscheinen, die dazu erforderlichen Zusammenkünfte frei und offen, oder auch nur in den vielbesuchten Salons des Generals stattfinden zu lassen. Aber was in den Salons und in großer Gesellschaft nicht gut möglich war, machte sich vortrefflich und höchst harmlos im Rauchzimmer des Generals, wo derselbe des Abends öfter eine Partie Whist oder Phombre machte und eine kleine Anzahl ihm nahestehender Männer der sogenannten besten Gesellschaft stets mit Vergnügen empfing.

Mit der Zeit hatte sich nun ein Whistkränzchen gebildet, welches allein aus dem General und den beiden Geistlichen bestand und allwöchentlich an einem von Fall zu Fall zu bestimmenden Tage abgehalten wurde.

Der General liebte neben seiner Küche, gutem Wein und einem andächtigen Whist ganz insbesondere noch eine Unterhaltung, welche sich in möglichst pikanter Schärfe über die Vorkommnisse des öffentlichen und privaten Lebens erging, und darin war jeder der frommen Herren Meister. Niemals in seinem Leben hatte sich der General besser amüsiert, wie er seinen frommen Freunden duzendmale schon versichert hatte, als wenn sie ihm erzählten, was in der außermilitärischen Welt vorging.

Der Konfistorialrat speziell vertrat beim General die Stelle einer Zeitung oder vielmehr einer sozial-politischen Wochenrundschau. Am Zeitungslesen lag dem hochgestellten Kriegsmann nichts. Er war einer von den vornehmen Militärs aus der alten Schule, welche alles Schriftwesen und Gelehrtentum gründlich hassten und auf die Strömungen und Geistesregungen der Zeit nur soweit eingehen, als es ihnen mit dem Interesse ihres obersten Kriegsherrn übereinstimmend plausibel gemacht wird. „Diese verdammten Wische, die Zeitungen“, wie er die Organe der öffentlichen Meinung titulierte, waren ihm bis in die Seele hinein verhaßt, — sie sind bekantlich so himmelschreiend naseweis, sich selbst über militärische Dinge ein Urteil anzumachen — und da hörte beim General von Pommer aller Spaß und alle Nachsicht auf. Daher hielt er nur eine Zeitung, die er als das offizielle Organ der Regierung Sr. Majestät nicht verächtlich links liegen lassen konnte und mochte, aber er las doch auch diese nicht; aber dieneil sich nun doch das politische Leben und Treiben nicht dadurch, daß man es ignoriert, aus der Welt schaffen läßt, so war ihm der Konfistorialrat, welcher alles, was geschah, nicht nur bis auf das Tüpfelchen auf dem i wußte, sondern sich dank seinem durchdringenden Verstande auch sonst das Ansehen zu geben vermochte, als ob er die Dinge stets sofort bis in die geheimsten Triebfedern ihres Werdens und Vergehens durchschaue, als mit wünschenswertester Regelmäßigkeit sich einstellender Berichterstatter hochwillkommen.

Der Domherr liebte lange, ausführliche Berichte nicht. Er sprach auch nur, wenn es ihm vorteilhaft schien, von politischen Dingen. Die Zeitungen las er angeblich ebensowenig, als der General; merkwürdigerweise brauchte er aber auch keine politischen Berichte, um stets mit dem, was geschehen war und geschehen sollte, vertraut zu sein. So ergänzte er denn oft mit kurzen, scharfen, tiefsten Sachkenntnis verratenden Bemerkungen das politische Resumé des Konfistorialrats. Das war aber nicht seine Haupttätigkeit bei den abendlichen Zusammenkünften im Rauch-

zimmer des Generals, neben oder vielmehr vor und nach dem Whistspiel. Er war wie kein anderer eingeweiht in alle jene kleinen standalösen Vorkommnisse des geselligen und familiären Lebens der guten Gesellschaft und wußte in trocken-humoristischer, oft aber auch ganz außerordentlich malitioser Weise davon zu erzählen.

Das war es, was den Domherrn dem Herzen des Generals auch noch näher brachte, als der Konfistorialrat zu stehen sich rühmen durfte — trotz allen Kulturkampfes.

Heute erledigten die Herren, wie üblich, ihre Tages- oder besser: Abendordnung. Der Konfistorialrat ward einer langen politischen Rede ledig, der Domherr gab mehrere Duzend kleiner pikanter Geschichten zum besten, der General fluchte und wetteuerte über die „verfluchten Kerle, die Liberalen“, welche sich jetzt bei der Regierung so recht einschmeicheln wollten, und wollte fast bersten vor Lachen über die Erzählungen des Domherrn; dann wurde die übliche Pal von Kobbern Whist gespielt, und endlich ging man wieder zur zwanglosen Unterhaltung über, welche stets die Zusammenkünfte abschloß.

Früher als gewöhnlich nickte der General, wie man zu sagen pflegt, ein. Häufig genug zwar gewarte er seinen beiden Gästen den Genuß eines kleinen Schnarchkonzerts, wofür er nicht den mindesten Dank beanspruchte — im Gegenteil: er wäre sogar recht böse geworden, wenn einer einmal eine Andeutung gemacht hätte, daß er, der General, eingeschlummert gewesen sei. Er behauptete immer nur ein wenig nachzudenken und dabei seine angegriffenen Augen ausruhen zu lassen. Gemeinhin jedoch trat dieser Zustand des Ausruhens erst spät ein; heute jedoch war der letzte Kobber kaum ausgespielt, als der General die Augen schloß und jene charakteristischen Töne des Schlafröchelns durch das Gemach zu vibrieren begannen.

Der General hatte heut besonders energisch dem Bordeauxwein zugesprochen: er tat das von Gesundheitswegen. Sein ohnehin mächtiger Körper nam in letzter Zeit fast beängstigend an Umfang und Gewicht zu, keiner seiner Uniformröcke wollte mehr passen. Kaum konnte er noch ohne Hilfe das Pferd besteigen. Alle vierzehn Tage konsultierte er mit größter Regelmäßigkeit seinen Hausarzt, der ihm unermüdet von neuem größte Mäßigkeit im Essen und Trinken, viel Bewegung und kalte Abreibungen des ganzen Körpers anempfohl, — ein vortrefflicher Rat, der leider nur das Pech hatte, von dem General für unsinnig und unverschämmt gehalten und niemals befolgt zu werden. Dafür sang der General gleichfalls ganz regelmäßig alle vierzehn Tage eine neue Kur auf eigene Faust an. In diesem Momente war er bei der Rotweinkur angelangt. Seine allgemeinwissenschaftliche Bildung reichte u. a. bis zu der Kenntnis, daß im Rotwein Gerbsäure enthalten sei. Darauf gestützt war er auf den Einfall gekommen, die Gerbsäure, in möglichst großen Quantitäten genossen, müsse dazu beitragen, das Fett aus dem Körper hinauszugewerben, und so war er denn energisch, wie sich's für einen schneidigen Soldaten geziemt, an dieses hygienische Experiment gegangen, dem er für's erste nur das frühere Entschlummern zu danken hatte.

Die beiden geistlichen Herren nahmen ihrem jovialen Witz diesen seinen Rückzug ins Unbewußtsein nicht übel; derselbe kam ihnen vielmehr stets gelegen. Sie hatten gar manches zu besprechen, was dem General langweilig gewesen wäre, manches auch, was der derbe, mit Worten und Gedanken allzu unbesangenen und unvorsichtig umspringende Kriegsmann besser nicht hörte und wußte.

Das erste Thema der Unterhaltung unter vier Augen war das alte und doch ewig junge — das des Kulturkampfes.

Am politischen Horizonte waren just in der jüngsten Zeit schwärzeste Gewitterwolken aufgezogen, insbesondere auch für die Diözese des Bischofs Heinrich.

Der Bischof gehörte zu den bei der Regierung beliebtesten Mitgliedern des hohen Klerus im Lande; man hatte geglaubt, daß an ihm die Jare des Kulturkampfes spurlos vorübergehen würden, zumal er so mild und nachgebend war, wie kein anderer seiner Genossen auf den Bischofsstühlen. Aber der Bischof Heinrich hatte doch nur in äußerlichen unwesentlichen Sachen nachgeben können; als es galt, zwischen Rom und der Regierung zu wälen, trat er ohne alles Geräusch, aber dennoch mit aller Entschiedenheit auf Seite der klerikalen Opposition.

Nun konnte die Regierung nicht mehr gut anders — sie mußte auch gegen ihn einschreiten, mit Sperrung des über 20,000 Taler jährlich betragenden Gehalts, das er von staatswegen bisher bezogen hatte, mit hohen Geldstrafen und schließlich mit Amtsentsetzung und Gefängnis.

(Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Stand der Impffrage.

Von Friedrich Nauert.

Vom 9.—12. Oktober 1881 tagte in Köln der zweite internationale Kongress der Impf- und Impfwanggegner, um sich mit dem Stand und der Entwicklung des Impfwesens in den verschiedensten Ländern zu beschäftigen und zum Schluß eine Petition an den Reichstag zu entwerfen, welche verlangt, derselbe möge den Reichskanzler ersuchen, 1) die ursprünglichen Motive des Reichsimpfgesetzes vom 8. April 1874 durch eine gemischte Kommission, bestehend aus Ärzten, Statistikern und Juristen, unter Berücksichtigung aller seit 1874 beigebrachten Tatsachen und Belege einer streng wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen, 2) dieser Kommission durch Vermittelung der Bundesregierungen die Urpockenlisten der deutschen Städte und Gemeinden von den Polizeiamttern und den städtischen Verwaltungen zuzustellen, 3) dem Reichstage von dem Ergebnis dieser Beratungen und Beschlüsse Mitteilung zu machen und 4) inzwischen die Strafbestimmungen in dem Gesetze vom 8. April 1874 aufheben zu lassen. Als Gründe werden aufgeführt, daß die Unterlagen zu dem erwählten Gesetze sich nach vielseitiger Prüfung von Ärzten, Statistikern und Juristen nicht als maßgebend und unanfechtbar erwiesen hätten und nachgewiesenermaßen auf falschem Grunde beruhen. Zum Schluß wird dann noch auf das von der Petitionskommission der Impfgegner beim letzten Reichstage eingereichte, die Haltlosigkeit der Impftheorie beweisende Material hingewiesen.

Die „N. W.“ hat sich nun früher des öfteren mit dieser Frage beschäftigt und es ist daher angeht des allgemeinen Interesses, das derselben im deutschen Publikum entgegengebracht wird, wol am Platze, kurz ihr dermaliges Stadium hier zu skizzieren. Hat sich doch die Repräsentation des deutschen Volkes, seitdem sie zu den mancherlei Segnungen, welche ihr das Reich zu danken hat, auch noch die des Impfwanges gefügt, in jeder ihrer Sitzungen mit einer von tausenden von Unterschriften bedeckten Petition zu beschäftigen, die energisch verlangt, den gesetzlichen Zwang zum Impfen wieder aufzuheben.

Es geht aber dem Reichstage wie's oft schwachen Menschen zu gehen pflegt: er mag ein voreilig begangenes Unrecht nicht einsehen oder will doch nicht so mir nichts dir nichts durch eine Aufhebung des Impfgesetzes den Beweis liefern, daß er sich vor garnicht so langer Zeit bei Annahme desselben geirrt und daß jene Leute, die schon damals dagegen opponierten, recht hatten. Da sich nun obendrein noch ein beträchtlicher Teil dieser ehrwürdigen Versammlung jener wichtigen Frage gegenüber damals und bis zum Schluß der letzten Legislaturperiode in höchst überflüssiger Bescheidenheit für „Laien“ hielt und blindgläubig dem bestimmten, was von den par „Fachmännern“ für heilsam und gemeinnützig dargestellt wurde — und zwar one auch nur im mindesten daran zu denken, daß sich bei Beurteilung von so wichtigen Fragen, die speziell in das Gebiet der Fachmänner gehören, die schwache Leiblichkeit und Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts bemerkbar machen kann, — so waren auch immer nur einige wenige Veranlassung, daß im Reichstag über die Bitten von tausenden von Staatsbürgern einfach „zur Tagesordnung“ übergegangen wurde, oder daß womöglich die Petitionen bereits in der Kommission in den Papierkorb wanderten. In diesem Falle hatte nun aber der engagierte Interessent, das Volk, sehr wenig Respekt vor der „Tagesordnung“ des Parlaments und so wurde denn, nachdem die eine Petition verworfen war, flugs eine neue abgefaßt, die womöglich noch lebhaftere und zahlreichere Unterstützung fand, und schließlich schwoll die Zahl der Protestierenden derart an, wurde deren Sprache eine so eindringliche und lebhaft, daß selbst die Herrn Reichsboten, die sich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich nicht durch besondere Feinhörigkeit auszeichnen, Miene machen mußten, diese Angelegenheit etwas gründlicher zu untersuchen.

Die Statistik, diese von allen Parteien in der Beweisführung als ausschlaggebend angeführte, aber in ihrer heutigen Mangelhaftigkeit nur zu oft unzureichende Wissenschaft, war es auch, welche bei der Diskussion des Impfwanggesetzes den Streit zu dessen Gunsten entschied, indem einige impffreundliche Ärzte (namentlich der Abgeordnete Löwe-Kalbe) mit Zahlen hartnäckig nachwiesen, welchen großen Nutzen das Impfgeschäft der pockenleidenden Menschheit bereits erwiesen. Die gegnerischen Zahlen-

beweise konnten gegenüber dieser Beredsamkeit kaum aus dem Dunkel hervortreten und mußten verstummen, weil es meist „Laien“ waren, welche sie vertraten. Die „Zahlen bewiesen“ auch in diesem Falle, bis ein Mann — und diesmal wirklich ein Mann vom Fach! — der wolbekannte Statistiker Kolb die von beiden Parteien als Beweismaterial vorgeführten Tabellen einer kritischen Betrachtung unterzog und zu dem Ergebnis kam, daß die Impfstatistik unzuverlässig sei und daß namentlich die, auf welcher die Impffreunde ihr Gesetz gebaut, total verkehrt sei. Zu dem kam noch die für die Impfsanktler so fatale Tatsache, daß mehrere schwere Fälle von Impfvergiftung trotz aller Vertuschungsversuche amtlich konstatiert wurden, wodurch die Behauptung der Impfgegner, daß durch das Impfen, andere, viel gefährlichere Krankheiten als die Pocken, verpflanzt und übertragen würden, Bestätigung fand und der Opposition zu dem angehäuftsten Beweismaterial noch neues, wichtiges zugeführt wurde.

Wie man aber die Zahlen bei Aufstellung der statistischen Tabellen handhabte, dafür mögen hier einige Beispiele Zeugnis ablegen. Der Chirarg Dr. L. Jos. Keller, früher Verfechter des Impfs, hatte in den Pockenepidemien 1872, 1873 und 1874 durch 63 Bahnärzte genaue statistische Erhebungen über die Erkrankungen und Sterbefälle an den Blattern angeordnet und ließ die von ihm veröffentlichten Berichte von seinen Berichterstattern kontrollieren. Es fand sich*), daß 3385 Pockenranke behandelt wurden, davon genau 2760 und starben 625. Nach der üblichen Weise gerechnet ergab dies folgende statistische Aufstellung:

von 2069 Geimpften	starben 317 = 15,32 Proz.
„ 1095 Ungeimpften	„ 271 = 24,74 „
„ 92 Revaccinirten	„ 16 = 17,39 „
„ 19 Geblatterten	„ 5 = 26,31 „
„ 110 Zweifelsfällen	„ 16 = 14,54 „

Kolb läßt nun die drei letzten Kategorien weg und stellt folgende Tabelle auf, in der Geimpfte und Nichtgeimpfte gegenüber stehen, aber die Erkrankten nach Altersklassen gesondert sind.

Alter.	Geimpfte			Nichtgeimpfte		
	erkrankt	gestorben	Proz.	erkrankt	gestorben	Proz.
unter 1 Jar	74	36	48,65	293	134	45,73
bis 2 Jare	56	26	46,43	107	44	44,12
„ 3 „	64	20	31,25	90	17	18,89
„ 4 „	91	20	21,98	101	17	16,83
„ 5 „	70	14	20,00	91	13	14,29
„ 10 „	276	52	18,84	146	13	8,90
„ 15 „	233	14	6,28	58	7	12,07
„ 20 „	332	19	5,72	62	4	6,45
„ 30 „	447	31	6,93	75	7	9,07
„ 40 „	270	38	14,07	44	6	13,64
„ 50 „	104	19	18,27	10	2	20,00
„ 60 „	46	17	36,96	10	4	40,00
„ 70 „	15	10	66,67	8	3	37,50
„ 80 „	1	1	100,00	0	0	0,00
Zusammen	2769	317	(15,32)	1095	271	(24,74)

Unser Gewährsmann läßt den einen Achtzigjährigen zu Gunsten der Geimpften weg und trotzdem bleiben noch acht Fälle übrig, in denen die Sterblichkeit unter diesen einen höheren Prozentsatz aufweist, wie unter den Nichtgeimpften. Nach seiner Berechnung ergibt die Durchschnittsterblichkeit der geimpften Pockenranke 24,43%, der ungeimpften nur 20,32%. Dr. Keller, der die Nützlichkeit des Impfs durch seine Erhebungen nachweisen wollte, wurde, wie leicht erklärlich, zum Impfgegner. Der um die Bekämpfung des Impfs verdienstvolle Dr. H. Dittmann in Linnich bringt aber noch einen drastischeren Fall. In dem Dorfe Lövenich, Kreis Erkelenz, erkrankten 82 Personen an den Pocken, wovon 16 starben. Unter den Erkrankten waren 4 nicht geimpft und starben sämtlich; 39 waren 1 mal geimpft, davon starben 11, und 39 waren revaccinirt, davon starben drei. Die amtliche Zusammenstellung ist nun wie folgt:

*) Ich zitiere nach der Schrift von Kolb „Zur Impffrage“.
Der Verfasser.



Zwergpalme auf Madagaskar. (Seite 227.)

	erkrankt	gestorben	Prozent
Geimpft:	78	18	23
Ungeimpfte:	4	4	100

Das Ungereimte einer solchen Statistik springt in die Augen und Dr. Dittmann berichtigt dieselbe unzweifelhaft korrekt, wenn er die Zahlen so gruppiert:

	Lebensalter	erkrankt	gestorben	Prozent
geimpft	unter	4	4	100
nicht geimpft	1 Jahr	4	4	100
geimpft	1-70	74	13	19
nicht geimpft	Jahre	0	0	0

Nun waren die in dieser Tabelle aufgeführten vier ungeimpften Pockentoten ein neugeborenes, ein 6 Wochen, ein acht Wochen und

ein sechs Monate altes Kind. Damit sind wir auch dem Fehler dieser Statistik — für die wir aus dem vorliegenden Material noch mehrere Beispiele anführen könnten — auf der Spur. Man hat gänzlich außer Acht gelassen, daß die Sterblichkeit unter den Kindern im zartesten Alter, wo der Körper den geringsten schädlichen Einflüssen leicht unterliegt, überhaupt eine viel größere ist, als bei den älteren und widerstandsfähigeren Menschen. Ganz natürlich müssen auch die kleinen Kinder dann bei Ausbruch einer Pockenepidemie in größerer Zahl erliegen. Da nun Säuglinge unter 6 Monaten noch nicht geimpft sind, und die Kinder, die in einem Alter von 6-9 Monaten geimpft werden, auch ganz vereinzelt vorkommen, ja sogar die im Alter von 9-12 Monaten vacciniert werden, noch selten sind, so liegt das Verkehrte dieses



„Donner und Doria!“ (Seite 227.)

Systems, nach welchem die verstorbenen ungeimpften Kinder den Ungeimpften überhaupt zugezählt werden, klar zutage. Die Trennung in Altersklassen, wie schon durch Beispiele angeführt, ist deshalb Vorbedingung für eine gewissenhafte Statistik. Die Hauptschuld an der Mangelhaftigkeit der Bilanzzusammenstellungen hat nun das königlich preussische Ministerium für Medicinalwesen, welches in den Jahren 1871 und 1872 Fragebogen an die Regierung und Landrotheien versandte, nach deren Rubriken angegeben werden sollte 1) wie hoch das Sterbeprozent der an den Pocken erkrankten Widelkindchen (also der ungeimpften Individuen) und 2) wie hoch das Sterbeprozent der an den Pocken erkrankten größeren Kinder und Erwachsenen (also der Geimpften) im Durchschnitt sei. Diese mangelhafte Fragestellung läßt es nur zu natürlich erscheinen, daß man ein statistisches Material zutage förderte, wie oben gezeigt wurde. Aber das Schönste bei der Sache ist, daß die kgl. wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen in Preußen gestützt auf das durch diese Fragebogen erhaltene Material ein Gutachten ausarbeitete, welches für die Annahme des Impfgesetzes maßgebend war. Man muß als „Laie“ allerdings staunen, wie Männer vom „Fach“, welche doch jedenfalls diese so wichtige Körperpflicht bilden, gänzlich die Tatsache

außer Auge lassen konnten, daß die Sterblichkeit in den ersten 18 Lebensmonaten des Menschen und zwar hervorgerufen durch Darm- und Luftröhrenkatarrhen, Gehirnleiden etc. von den Erkrankten eine Höhe von 50-80% erreicht, daß diese Sterblichkeit mit den fortschreitenden Lebensmonaten abnimmt und daß sie bei denselben Krankheiten bei größeren Kindern und Erwachsenen ungefähr 10-15% beträgt. Sollte man nicht ein Recht zu der Vermutung haben, daß Männer, die die medizinische Fachwissenschaft studiert haben und denen das Vertrauen zu ihrer Befähigung, an wissenschaftliche Untersuchungen, bei denen es sich um das Wohl von millionen handelt, vorurteilsfrei herantreten zu können, auf diesen verantwortungsvollen Posten berief, zum mindesten hätten auf den Gedanken kommen müssen, daß das Verhältnis zwischen den gestorbenen Erwachsenen und Widelkindern auch bei Pockenepidemien ein dem unter normalen Verhältnissen ähnliches sein müsse, zumal ja die eingegangenen Zahlen mit Leichtigkeit darauf hinweisen! Genug, die Herren vom Medicinalkollegium sahen diese auffallende Tatsache nicht und bewiesen zurgenüge, wie unzuverlässig selbst ein ärztliches Urteil in Sachen der Impfrage sein kann.

Die Vertreter des Impfens behaupteten nun bisher immer

daß die Ungeimpften eine stete Gefahr für die Geimpften wären, weil sie zuerst von der Seuche ergriffen, auch die letzteren ansteckten. Die Schutzlosigkeit der Geimpften gegenüber den Blattern hatte man dadurch bereits zugegeben. Nun führt der mehrerwähnte Kolb in einem Artikel über die Impffrage (Frankf. Btg. 1881) gegen diese Behauptung Tatsachen aus Baiern ins Feld. Baiern ist nämlich der von den deutschen Impfpäpsten anerkannte Musterstaat der Impfung und doch erkrankten bei der Blattern-Epidemie 1871 nicht weniger als 30 742 Menschen an denselben, wovon 29 429 geimpft und nur 1313 ungeimpft, also 95,7% „geschützt“ und 4,3% „unge schützt“ waren. Daß die Blattern in einem Lande, wo der weitausgrößte Teil geimpft wurde, überhaupt in der Weise um sich greifen konnten, spricht durchaus nicht für die Impfstheorie. In England, dem Geburtsland der Impfung und ihrer Fanatiker, haben sich in den drei Jahrzehnten, wo man die Impfgesetze immer mehr verschärfte, die Sterbefälle an Pocken gesteigert und zwar derart, daß in der Epidemie von 1857—59 14 244, in der von 1863—65 20 059 und in der von 1870—72 44 840 an den Blattern starben. So auch in London. Dort gab es 1851—60 bei einer mittleren Bevölkerung von 2 570 489 7150, 1861—70 bei einer mittleren Bevölkerung von 3 018 193 8347 und 1871—80 bei einer mittleren Bevölkerung von 3 466 486 15 543 Pockentote. Dabei stellte der Abgeordnete Taylor im Parlament die auf Untersuchungen sich stützende Behauptung auf, daß bei Ausbruch einer Pockenepidemie immer zuerst die Geimpften davon betroffen wurden.

Um den Vorwurf, daß die Ungeimpften (also meist die Säuglinge) die Blattern gewissermaßen einschleppten, hat nun der rührige Dr. Dittmann sich an die verschiedensten Ortsbehörden gewandt und um Zufindung der Urpockenlisten gebeten. Zum Schaden für das Gemeinwohl ist er zwar bei den meisten abschlägig beschieden worden, aber die verhältnismäßig wenigen Listen gewähren doch einen interessanten Einblick in die Genesis und die Entwicklung der Blatternepidemien.

Diese Urpockenlisten sind nun schon insofern für den schwebenden Streit charakteristisch als in den meisten Korrekturen angebracht sind, die gewöhnlich bei Gestorbenen das bereits in der Rubrik eingeschaltete „geimpft“ in ein „nicht geimpft“ „verbesserten“. So sollen sich in den Urpockenlisten der Stadt Elberfeld weit über 100 Korrekturen vorgefunden haben, die, soweit sie nicht indifferenter Natur sind (ich zitiere nach Dittmann), in fast allen Fällen bei Gestorbenen die bereits angeführte vorgenommene Metamorphose beweisen und außerdem zeigen, wie bei Genesenen hingegen das „nicht geimpft“ wieder in „geimpft“ verwandelt wurde. In einer solchen in photographischer Reproduktion vorliegenden Liste der Stadt Trier befindet sich auch ein solcher Fall der ersteren Gattung. Dr. Jos. Dittmann, der dieakta der Urpockenliste von Elberfeld verarbeitete, nimmt gelinde an, daß das Vorurteil zu Gunsten der Impfung diese Aenderungen verschulde und die Idee, als seien „geimpft“ und „genesen“ und „nicht geimpft“ und „gestorben“ unzertrennliche Begriffe, meist nur da gründliche Untersuchungen anstellen ließen, wo bei einem Todesfalle nicht durch Attest die Impfung nachgewiesen werden könne, und, wenn dieser Nachweis unterbliebe, so würde eben das „nicht geimpft“ als das richtigere angesehen. Dagegen würde bei Genesenen schon der Mitteilung des Betreffenden, daß er an eine bei ihm vorgenommene erfolgreiche Impfung glaube, zugestimmt. Wenn ein Impfgegner angesichts solcher Tatsachen aber weniger tolerant denkt als Dr. J. Dittmann, so hat dies wol seine Begründung.

Wichtiger als dies alles ist aber folgender Umstand: Aus allen den Dr. Dittmann zugefandten Urpockenlisten geht unzweifelhaft hervor, daß es nicht die Ungeimpften sind, welche von der Seuche zuerst betroffen wurden und die Vaccinirten ansteckten, sondern umgekehrt. So berichtet der Bürgermeister aus Elberfeld an die kgl. Regierung zu Düsseldorf am 10. Febr. 1871 über den Ausbruch der Pocken und zeigt die zwei ersten Erkrankungsfälle an: „Der erste Fall betrifft ein 1/4 Jahre altes Kind, welches kurz vor seiner Erkrankung geimpft wurde und bei welchem hiernach die echten Pocken ausgebrochen sind.“

Ferner: „Im zweiten Falle ist die Krankheit eingeschleppt. Der Erkrankte, 17 Jahre alt, geimpft und vor 3 Jahren revaccinirt, ist vor 14 Tagen aus Wesel, wo seine Mutter an den Pocken gestorben, hier angekommen.“ Bei der kleinen Epidemie in Elberfeld, die vom 10. Mai bis 29. Juni 1880 andauerte, erkrankten 22, darunter 2 nicht geimpfte Individuen, die aber in der Reihenfolge die Nummern 6 und 14 aufweisen.

In Stolberg bei Aachen kamen vom 25. Dezember 1879 bis 3. Juli 1880 Erkrankungen an Pocken vor. Die von dem genannten Tage an bis zum 26. Mai 1880 Erkrankten waren geimpft. Erst als Nr. 11 der Liste ward am 7. Juni ein ungeimpftes Kind davon befallen; dann wieder 2 Geimpfte und unterm 25. Juni und 2. Juli sind wieder 2 nicht geimpfte Individuen als erkrankt aufgeführt und den Schluß bilden 3 Vaccinirte. Die drei erkrankten Nichtgeimpften waren Kinder im am wenigsten widerstandsfähigen Alter von 10 Monaten und 1 Jar, kamen aber alle mit dem Leben davon.

Nach der amtlich gefürten Liste über die vom 18. Januar bis 6. April 1881 an den Pocken in Lübeck Erkrankten wurden in Summa 48 Personen von der Seuche ergriffen. Die ersten 16 waren geimpft, erst am 16. Februar erkrankte ein Ungeimpfter, ein 4 1/2 Monate altes Kind, das aber genas. Die übrigen weiter davon ergriffenen Individuen waren nach der amtlichen Aufzählung geimpft. Von den erkrankten Geimpften starben 7. Nach den genannten amtlichen Aktenstücken (vom Medizinalamt, Physikus Dr. Dürr) gab es in Lübeck bei Ausbruch der Epidemie 1427 ungeimpfte Kinder, wovon also 1426 verschont blieben. — Am 23. Mai 1881 wurde aus Gogolin in Schlesien gemeldet, daß bis zu diesem Tage 47 Pockenerkrankungen vorgekommen seien. Darunter befanden sich 40 Kinder zwischen 7 und 12 Jahren, sämtlich geimpft; außerdem 4 Erwachsene. Die von den Blattern heimgesuchten Ungeimpften waren 3 Kinder im Alter von 6 und 12 Monaten. In drei kleinen Nachbarorten waren 15 Kinder, die sämtlich geimpft waren, pockenkrank. — In Meiderich bei Ruhrort gab es am 22. Mai desselben Jahres 10 Pockenranke; alle geimpft.

Doch diese Beispiele sind nur Vorfällen entnommen, die nur wenige Erkrankungen aufweisen und wir bringen daher Belege aus einer uns vorliegenden amtlichen Statistik, der Urpockenliste der Stadt Bonn über die an den Blattern erkrankten Personen in den Pockenjahren 1870/72. Bonn hatte damals 25,000 Einwohner, darunter über 1000 Nichtgeimpfte. Die Seuche begann 9. Dez. 1870 und endete 19. Juli 1872; betroffen wurden davon im Ganzen 116 Personen. Vom 9. Dezbr. 1870 bis 16. Februar 1871 erkrankten 41, alle geimpft, 27 davon sogar revaccinirt. Am 16. Febr. 1871 erkrankte der erste Nichtgeimpfte, ein 5 Monate altes Kind. Dann wurden von den Pocken befallen vom 16. Febr. bis 25. März 27 Geimpfte, 18 darunter revaccinirt. Am 26. März erkrankte das zweite nicht geimpfte Individuum, 1 Kind von 1 1/2 Jahren. Dann werden von der Seuche betroffen vom 28. März bis 23. Mai 21 Personen, sämtlich geimpft, 12 darunter wieder revaccinirt. Den 27. Mai wird der dritte Ungeimpfte krank: ein 4 Monate altes Kind. An demselben Tage trifft einen Geimpften und Revaccinirten das gleiche Schicksal und den 5. Juni erkrankt ein 1 1/2-jähriges Kind, das noch nicht den Segen der Impfung genossen. Die letzten 22, welche vom 5. Juni 1871 bis 19. Juli 1872 von den Pocken heimgesucht wurden, waren sämtlich geimpft und 11 sogar revaccinirt. Unter den 116 an den Blattern in Bonn erkrankten Personen befinden sich also nur 4, schreibe vier, die nicht geimpft waren, aber der zartesten Altersklasse angehörten. Würde man nun hier die bekante amtliche Methode der Balengruppirung anwenden, so ergäbe sich folgendes Bild:

	erkrankt.	gestorben.	Prozent.
Geimpfte:	114	14	12
Nichtgeimpfte:	4	2	50

Die sehr geringe Erkrankungsanzahl der Nichtgeimpften, denn deren dem Tode günstiges Alter wird nicht inbetracht gezogen und — der Vorteil der Impfung liegt auf der Hand. —

Noch ein Beispiel: Bei einer Bevölkerungsanzahl von 23134 Menschen wurden vom 26. Jan. 1871 bis 1. Nov. 1872 in Liegnitz 893 Personen von den Pocken aufs Krankenbett geworfen. Bis zum 23. März 1871 wurden 24 Geimpfte, am 24. März der erste Ungeimpfte davon betroffen; dann wieder 9 Geimpfte; am 13. April ein Ungeimpfter, dann bis zum 6. Juli 109 Geimpfte. Bis zu Ende des Jahres erkrankten dann neben mehreren Geimpften noch 8 Nichtgeimpfte. Da im Ganzen in diesem Jahre 494 Blatternerkrankungen vorkamen, so betrug die inbegriffene Zahl der Nichtgeimpften nur 10! — Die ersten 137 im Jahre 1872 von dem Uebel heimgesuchten waren alle geimpft, mit Ausnahme von sieben, die in größeren Zwischenpausen erkrankten.

Diese Angaben beweisen doch wol sehr deutlich, daß die Behauptung, die Ungeimpften seien eine beständige Gefahr für die Geimpften, nichts als eine Phrase ist. Wenn man aber vielleicht

eintwenden sollte, daß die wenigen Beispiele nicht für die Allgemeinheit maßgebend sein könnten, so wende man sich mit seinem Vorwurf an die richtige Adresse: an die Behörden, welche die Einsicht in die Urpockenlisten verweigerten. Wäre durch diese unbeschränkte Einsicht ein für die Impffreunde günstigeres Resultat zutage gekommen, so hätte dies den Impfern ja nur lieb sein können, hätten sie dann doch wenigstens einmal treffend sichere Beweise für ihr Impfdogma bekommen. Die Impfgegner haben daher ein Recht, von der Regierung neue statistische Aufnahmen auf Grund der Urpockenlisten zu fordern.

Aber die amtlichen Zalen der Stadt Bonn zeigen uns auch, daß die Revaccination, dieses einzige Mittel, welches erst den dauernden Schutz geben soll, ebenjowenig schützt, wie die Impfung selbst.

Noch ein eklatanter Fall von Impfvergiftung sei angeführt und zwar gleichfalls nach der neuesten Arbeit von Kolb über diese Frage. Der „Le Réveil médical“ berichtete nämlich am 4. Juli 1881 aus Algier: Die Rekruten des dortigen 4. Quadenregiments waren am 30. Dezbr. 1880 in der Kaserne mit der Lymphe von 4 Kindern geimpft. 58 dieser jungen Soldaten war die Lymphe des Kindes einer Spanierin eingeimpft worden und erkrankten sämtlich an der Syphilis. Letztere Krankheit entwickelte sich in so furchtbarer Form, daß alle Vertuschungsunternehmungen nicht den Ursprung des Uebels zu verdecken imstande waren. Auch der Versuch, den jungen Leuten Ausschweifung vorzuwerfen, konnte den Sympfrevbel nicht beseitigen.

Ferner hat auch noch zum Ende der Herr Medizinal-Rat Dr. Glitzer nachgewiesen, daß die schwedische Pockenstatistik — auf die sich bisher der Referent der Impfspekulations-Kommission im Reichstage, Herr Sanitätsrat Dr. Thilenius u. a. so gern gestützt — von viel zu geringem Wert sei, um die Nützlichkeit des Impfens damit zu bewirken. Die Impffreunde sind daher schlimm daran, denn es ist erwiesen 1) daß durch die Impfung viel gefährlichere Krankheiten

als die Pocken verbreitet werden, 2) daß ein einmaliges Impfen nicht vor Erkrankung an den Blattern schützt, 3) daß auch eine Wiederholung des Impfens keinen Schutz verleiht, 4) ist der ganze Apparat ihrer Statistik als etwas total unhaltbares und unzuverlässiges bloßgestellt worden, 5) zeigen die amtlichen Urpockenlisten, daß die Geimpften viel mehr Gefahr laufen von den Pocken befallen zu werden wie die Ungeimpften. Das wären ja nun der Beweise gerade übergenug, um die Unhaltbarkeit der Lehre Jenners zu zeigen, aber da bringt 6) der Herr Dr. Dibtmann, Linnich, noch einen, der allein dazu ausreichte.

Der genannte Arzt behauptet nämlich, daß das Impfen ein Vertrocknen der weiblichen Milchdrüsen im Gefolge habe und daß daher auch die Milcharmut vieler Mütter herrühre. Dr. Dibtmann wurde auf diesen Umstand aufmerksam durch Beobachtungen, die er an den Schafen machte und soll diese Behauptung auch von anderen Ärzten auf Grund von Beobachtungen für sehr wahrscheinlich hingestellt worden sein. Ohne darüber ein Urteil fällen zu können, halten wir doch diesen einen Einwand für wichtig genug, als daß sich nicht die ärztliche Wissenschaft gründlich damit beschäftigen solle.

Betrachten wir nun das hier kurz skizzierte Material gegen den Impfwang wie das Impfen überhaupt, so werden wir die eingangs mitgeteilte Petition nicht nur für berechtigt halten, sondern es sogar für die Pflicht eines jeden Mannes, der Liebe für seine und seiner Mitmenschen Kinder empfindet, bezeichnen müssen, dieselbe zu unterstützen. Vielleicht läßt sich der Reichstag endlich herbei, diese wichtige Angelegenheit im Plenum zu behandeln und vielleicht auch seine früheren Fehler gut zu machen und beseitigt das Gesetz. Wenn man in Betracht zieht, daß das Impfen der Schafe aus Gründen des Schafs-Gemeinwohls gesetzlich verboten wurde, dann dürfen wir armen Menschenkinder wol bald der frohen Hoffnung leben, daß uns schließlich auch das gleiche Recht wie den Schafen zuteil werde. —

Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft.

Von Dr. A. Israel.

(6 Fortsetzung.)

Wir wollen das Bisherige abschließen mit den Worten Epinozas im Anhang vom 4. Buche der Ethik: „Es ist für das Leben hauptsächlich von Nutzen, den Verstand oder die Vernunft so viel als möglich zu vervollkommen und hierin allein besteht das höchste Glück oder die Glückseligkeit des Menschen; denn die Glückseligkeit ist nichts anderes, als eben die Zufriedenheit der Seele . . . Deshalb ist der letzte Zweck des von der Vernunft geleiteten Menschen, d. h. die höchste Begierde, nach welcher er alle übrigen zu lenken trachtet, diejenige, die in den Bereich seiner Intelligenz fallen können, adäquat zu begreifen. — Es gibt daher kein vernünftiges Leben ohne Erkenntnis. (§§ 4. 5.)*“

22. Kapitel. Monistische Heilslehre.

Wir wenden uns nun zu der anderen Untersuchung, die wir uns vorgelegt haben, nämlich: ob und wie der Monismus in Unglück, in Bedrängnis und ernstern Lebenslagen für das, was ehemals der Supranaturalismus dem Menschen leistete, Ersatz gewähren kann. — Wir werden im Allgemeinen sagen dürfen, daß die Wirkung der supranaturalen Illusionen vielfach überschätzt, beziehungsweise fälschlich ihrem eigentlichen Inhalt zugeschrieben wird.

Fassen wir einmal beispielsweise den Trost ins Auge, den der Supranaturalismus bei Todesfällen gewähren soll. Die Idee des Wiedersehens und Wiederfindens ist eine so vage, nebelhafte Vorstellung, daß sie im Grunde mehr als retorische Figur wirkt, als durch ihren eigentlichen Inhalt. Sie ist eine homiletische Blume, bei der es nicht auf den eigentlichen Gehalt ankommt, deren Eindruck vielmehr als ästhetischer aufgefaßt werden muß. Jeder Affekt wird gemildert, wenn der Geist durch einen Gedanken, die Phantasie durch eine angemessene Vorstellung von dem

Gegenstand des Affekts abgezogen wird und darauf beruht in den meisten Fällen das Geheimnis der Wirkung gewisser kirchlicher Lehren. Daraus erklärt es sich auch, daß Vorstellungen wie die erwänte nur vorübergehend wirken, wenn sie der Geistliche an der Bahre in wolgelegter Rede vorbringt, oder wenn sie aus dem Munde eines Tröstenden kommen, daß ihnen aber die Fähigkeit abgeht, einen nachhaltigen Trost zu gewähren, wovon man sich erfahrungsgemäß täglich überzeugen kann. Der Monismus wird daher zum mindesten nicht weniger fähig sein, lindern den Balsam in das erregte Gemüt zu gießen, wenn er entsprechende Gedanken in anmutige Form zu bringen weiß. Gewiß wird die beruhigende Kraft, die z. B. der Vers: „Aber deine Toten werden leben und mit dem Leichnam auferstehen. Wacht auf und rühmet, die ihr liegt unter der Erde; denn dein Tau ist ein Tau des grünen Feldes. Aber das Land des Todes wirst du stürzen“ ausströmt, auch den folgenden Versen innewohnen:

Wie Wolken durch der Lüfte Raum
Wir alle gehn vorüber;
Wie Blüten an des Lebens Baum
Wir alle gehn vorüber.

Genug, wenn wir den Wolken gleich
Als Regen niederfallen
Und schwindend nicht als lust'ger Traum
Wir alle gehn vorüber.

Genug, wenn wir den Blüten gleich
Erglühn, die Früchte bringen,
Und welkend nicht, erschlossen kaum
Wir alle gehn vorüber.

Beglückt vielleicht, wer blind sich wiegt
In holder Täuschung Truge,
Nicht faßt, daß wie des Abends Saum
Wir alle gehn vorüber;

*) Vgl. auch den herrlichen Anfang der Abhandlung über die Ausbildung des Verstandes.

Den Wissenden doch schreckt auch nicht
Der scharfe Schluß der Wahrheit:
Daß wie der Wölfschen leichter Flaum
Wir alle gehn vorüber.

Der starke Geist blidt heiter drein,
Bedenkt er, daß auf ewig,
Herrinnend wie der Woge Schaum
Wir alle gehn vorüber. (Hermann Kollet.)

Wir dürfen uns weiter nicht verhehlen, daß das Illusorische der kirchlichen Ideen den Gläubigen selbst häufig genug sich aufdrängt und in jenen Zweifeln und Anfechtungen sich offenbart, von denen die Geschichte der Heiligen und Nichtheiligen so viel zu erzählen weiß. — Endlich aber darf nicht vergessen werden, daß die fraglichen Vorstellungen der Kirche sich häufig als eine Marko'se charakterisiren, die sie den Kranken als Krücken, die sie den Schwachen gewärt. Nicht die Heilung der Kranken, nicht die Stärkung der Schwachen zu erzielen sind sie fähig. Und überdies sind es oft Krankheiten und Schwächen, die der Supernaturalismus selbst erzeugt hat. Wenn sich der Gläubige bei schlimmen Begegnissen mit der Erwägung tröstet: „Was Gott tut, das ist wolgetan“, so will er damit den Affekt beschwichtigen, der aus der Vorstellung einer planmäßig waltenden Vorsehung entspringt, die Aufregung, welche die Einbildung, es hätte nicht so geschehen müssen, es hätte anders werden können, erzeugt. Hätte er sich aber gewöhnt, überall den Gesichtspunkt der Kausalität festzuhalten, so würde er zwar immer das Schmerzliche seiner Lage empfinden — und diese empfindet er auch trotz des Spruches: „Was Gott tut etc.“ — aber er wäre von dem schmerzlichen Affekt des Empörseins über das Geschehene garnicht befallen worden und müßte nicht erst durch den angeführten Spruch oder ähnliche eine künstliche Resignation erzwingen. Das unangenehme Ereignis würde ihn ebensowenig veranlassen, mit dem Schicksal zu hadern, wie der Schmerz, den er empfindet, wenn er mitwillig den Finger in die Flamme streckt. Er würde es als etwas Unabänderliches, Notwendiges hinnehmen.

Aber wird man auf monistischem Standpunkt auch ebenso lebhaft hoffen, ebenso kräftig gegen das Unangenehme reagiren und aus schlimmen Verhältnissen sich herausarbeiten können, wenn man das Bewußtsein nicht hat, daß man auf eine schützende, stärkende Allmacht zählen kann? Wir glauben, diese Frage nicht nur bejahen zu können, sondern wollen noch daran erinnern, daß häufig genug jenes vielgepriesene Vertrauen und Hoffen auf himlische Faktoren einen schädlichen Quietismus oder doch eine Schläffheit der Selbsttätigkeit erzeugt. Man verläßt sich auf den Himmel, oder stellt sich wenigstens vor, alles sei von der Vorsehung voraus geordnet und der Mensch könne nichts oder wenig daran ändern; wie es z. B. sogar schon als Sünde bezeichnet wurde, sein Haus mit einem Blitzableiter zu versehen, weil Gott, wenn er das Haus gegen den Blitz schützen wolle, dasselbe ohne Blitzableiter beschützen werde. Oder man verlegt sich auf das Beten und andere fromme Uebungen, statt alle Kräfte des Geistes und des Körpers einzusetzen.

Wir meinen, daß der Vers: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wol machen“ vielleicht dem Gemüt auf Augenblicke mit süßer Hoffnung schmeicheln mag (wobei wiederum nicht übersehen werden darf, daß der Gläubige dabei immer im Zweifel ist, ob ihn auch der Grad seiner Frömmigkeit berechtigt, die göttliche Hülfe zu erwarten; da bekanntlich „kein Mensch auf Erden ist, der nur Gutes tue und nie sündige“), daß aber weit mehr Anregung zu kräftigem Aufstehen und vernünftiger Tätigkeit in dem goetheschen Vers liegt:

Feiger Gedanken
Hängliches Schwanken,
Weibisches Jagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Glend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Troz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

In der konsequenten Betrachtung alles Geschehenen unter dem Gesichtspunkt der Kausalität wird der Monismus, wie bemerkt, gefeit sein gegen jene Aufregungen, welche schwere Schicksalsschläge aller Art, getäuschte Erwartungen, vereitelte Hoffnungen,

vergebliches Bemühen und Verwantes, zu begleiten pflegen. Aber um die strenge, stumme, eiserne Göttin Notwendigkeit spielen auch berebete, freundliche, anmutige Genien, welche dem Gemüt Trost spenden, das gepreßte Herz erleichtern, leichten Sinn und Heiterkeit in die Seele zaubern und die Wolken der Trübsal mit dem rosigem Schimmer der Hoffnung umsäumen. Ermahnt ihn die eine:
Du tröste dich in allen Wehen,
Sieh dich zur Ruh!
Wenn jene nicht vorübergehen,
So gehst doch du. (Hammer-Burgstall.)

so belehrt ihn die andere

Klage nicht, daß dir im Leben
Ward vereitelt manches Hoffen,
Hat, was du gefürchtet eben,
Doch auch meist dich nicht betroffen. (Rückert.)

oder

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt um's Vergangene dich nicht kümmern
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer tun, wie neu geboren. (Goethe*.)

Eine dritte ruft ihm ermunternd zu:

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ist uns zugemessen.
Gebt den Harm und Grillensfang,
Gebet ihn den Winden!
Ruht bei frohem Becherklang
Unter grünen Linden! (Höfky.)

Andere erinnern an die heilende Kraft der Zeit:

Was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besiegen die gewaltigen Stunden. (Schiller.)

und versichern ihn, daß

Sieh, nicht wütet der Sturm durch sämtliche Tage des Jahres!
Dir auch, glaube mir, wird lachen noch freundlicher Lenz**).

In der That quillt ein köstlicher Balsam aus dem Bewußtsein, daß das Schicksal rasch wie das Wetter wechselt und nach noch so trüben Tagen plötzlich wieder heller Sonnenschein ein treffen kann an unserem Lebenshimmel.

Lust weckt Lust und Schmerz weckt Schmerzen,
Nacht zeugt Dunkel, Licht zeugt Helle.
Nimm dir nichts so sehr zu Herzen,
Denn es wechselt wie die Welle. (Bodenstedt.)

Gesellt sich hiezu noch die Erwägung, daß

Das Schlimmste wendet sich zum Besten oft;
Ein tiefer Fall führt oft zu hohem Glück.

(Shakespeare)

die Leiden dem Menschen häufig vorteilhaft sind, weil sie seine Kräfte herausfordern, seine Fähigkeiten entwickeln, indem sie ihn zum Widerstand reizen, in welchem Sinne der Vers angewendet werden kann:

Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh,
Drum giebt der Herr ihm den Gefellen zu
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

und daß auch dem Menschen im tiefsten Unglück noch Vieles bleibt, woran er sein Herz erquicken kann: so wird auch der unphilosophische Kopf die Wucht der Leiden abschütteln und sich Heiterkeit einflößen können mit Sprüchen wie

Herz, mein Herz sei nicht beklommen
Und ertrage dein Geschick:
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.
Und wie viel ist dir geblieben
Und wie schön ist noch die Welt,
Und mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben. (Heine***).

*) Bgl. hiezu Horaz Od. III, 29.

**) David läßt diese Worte dem Evander von seiner Mutter zurufen: (Fast. I, 485—486.)

***) Die Dichtungen des Horaz sind besonders reich an solchen weisen prägnanten Sentenzen, die wie Tau das Gemüt erfrischen:

Quid sit futurum, cras, fugo quaerere et
Quem sors dierum cunque dabit lucro
Appone (Od. I, 9.)

oder:

Laetus in praesens animus quod ultra est,
Oderit curare, et amare lento.
Temperat risu. Nihil est ab omni
Parte beatum. (Od. II, 16.)

Eine unfehlbare Panacée aber ist die Tätigkeit, die Arbeit. Wie ohne sie kein wares Glück bestehen kann, wie sie das Salz des Lebens ist und es vor Fäulnis schützt, das Glück bewahrt, daß es nicht schal und abgestanden wird, das Schiff des Lebens als nützlicher Ballast im Gleichgewicht hält, daß es nicht ein Spiel der Wellen und Winde, ein Raub gefährlicher Affekte wird, welche aus der Brust des Glücklichen aufsteigen, so ist sie die beste Medizin für alle Leiden der Seele. Das schlimme Geschick mag noch so grimmig toben, ihn, der einer edlen Tätigkeit mit Fleiß, Ernst und Eifer obliegt, wird es nicht brechen, nicht beugen können.

Tätig will ich sein und handeln, sonst verzehrt Verzweiflung mich frägt Tennyson und Jean Paul sagt mit Recht: „Ernste Tätigkeit löhnt zuletzt immer mit dem Leben aus.“

Dritter Abschnitt.

Der Monismus als Volksreligion.

23. Kapitel. Poesie und Kunst die Vermittler der Ideen.

Baumaterial allein ist noch kein Tempel, und eine Weltanschauung ist noch keine Religion. Will sie zur solchen werden, will sie zur Pulsader des individuellen und sozialen Lebens sich erweitern, so muß sie nach allen Richtungen ausgearbeitet und durchgebildet werden. Sie muß von geschickter Hand schematisch geordnet, prägnant und doch lichtvoll, mit populärer Fäsihlichkeit formuliert und in ihren vielfachen Beziehungen auf die einzelnen Lebensverhältnisse beleuchtet werden. Aber auch dann noch wird sie des poetischen Ausdrucks bedürfen; denn

Rur durch das Morgentor des Schönen
Dringst du in der Erkenntnis Land. (Schiller.)

oder mit Goethe zu sprechen

Gott sante seinen rohen Kindern
Gesetz und Ordnung, Wissenschaft und Kunst,
Begabte die mit aller Himmelsgunst,
Der Erde grasses Loos zu mindern.
Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten sich nicht zu benehmen;
Die Poesie zog ihnen Kleider an
Und keine hatte sich zu schämen.

„Rur der Gedanke, der in poetischer Gewandung erscheint, und die einfache, leicht fassliche Sprache des Volkes spricht, kann die Massen anziehen.“ Diese poetische Behandlung wird eine mehrfache sein müssen. Die Ideen werden zunächst nach didaktischer und lyrischer Darstellung drängen. Unter ersteren verstehen wir ihre Darstellung in knapp geschürzten Sätzen, mit epigrammatischem Latonismus, welcher die Pointen scharf hervor- treten läßt; unter dem andern ihre Behandlung in sangbaren, zur Komposition sich eignenden Liedern im leichten Volkston sowol wie in der höher stilisirten Kunstlyrik. Andererseits aber und noch mehr bedürfen sie der epischen Einkleidung. Der abstrakte Gedanke will in Personen und Vorgängen sich inkarniren, in typischen Gestalten sich veranschaulichen.

Richtig sagt E. Geibel:

Willst du den Unsinn überwinden,
Lern ein Symbol der Wahrheit finden.
Die Welt wird nie das Abgeschmackte
Aufgeben für das bloß Abstrakte.

Sämtliche Religionen verdanken ihre Ausbreitung weit mehr ihrer Mythologie und Sagen Geschichte als ihren Lehren, und mit den Fasern jener wurzeln sie im Herzen des Volkes^{*)}. Damit boten auch die Religionen der bildenden Kunst reichlichen Stoff, welche letztere wiederum das Kapital mit reichlichen Zinsen vergilt, indem sie ihrerseits nicht wenig dazu beitrug, die Völker für die Religion zu gewinnen.

Wir glauben indessen nicht, daß in den religiösen Geschichten das märchenhafte, phantastische Element erforderlich ist.

^{*)} In den neuen Blättern aus Süddeutschland, Jargang 1880, finden sich folgende sehr beherzigenswerte Sätze aus den Schriften eines sehr kirchlich gefintten Autors (A. Viner): „Was ist in der Moral ein System? Ein wol zusammengefügtes Ensemble von Begriffen, dessen Zusammenhang wol dem Geiste gefallen kann, das aber für sich selbst keine Eroberung an den Willen macht. — Wer uns zu irgend einer Handlung bringen will, wer insbesondere unser ganzes Leben einer Regel unterwerfen will, muß zum voraus in unserer Seele eine ihren Geboten entsprechende Reigung vorfinden, oder sie daria schaffen. Eine solchen Einfürer wird niemals ein System von Geist in die Seele dringen. Uns unsere Pflichten lehren ist nichts, wenn man sie uns

Wir halten vielmehr die auf dem Boden der Wirklichkeit sich bewegende Historie für weit wirkungsvoller. Auch halten wir solche Erzählungen für eindrucksfähiger, die wirklich historisch sind oder doch an anziehende historische Personen und Fakta sich anlehnen.

Sollte nun die Literatur- und Kulturgeschichte nicht genügenden Stoff hierfür bieten? Wir meinen, daß dieselbe nicht weniger reich ist an geeignetem Material als die Mythologie und Sage der Kirche. Außer hervorragenden weltgeschichtlichen Persönlichkeiten dürften sich z. B. populäre und anziehend abgefasste Lebensbilder eines Spinoza, eines Goethe und Schiller nach Lewes und Balleske, mit Ausscheidung alles kritischen und literarhistorischen Materials, hierfür ganz vortrefflich eignen. Das Leben der Heroen unserer Kultur und Literatur bietet warlich des Interessanten und Fesselnden ebensoviele dar, ist an edlen zur Macheiferung anspornenden Zügen ebenso reich, als das der antiken und biblischen Heroen.

Man hört so manchmal darüber klagen, daß die moderne Kunst gegen die antike und mittelalterliche im Nachteil sei, weil es uns an geeigneten Sujets fehlt, in welchen die Zeitideale sich verkörpern und die zugleich allen Kreisen der Nation ehrwürdig und heilig sind. Diese Klage scheint uns nicht gerechtfertigt. Die Gallerie der Kultur und Literatur ist warlich nicht arm, und die Kunst dürfte nur ins volle Leben derselben hineingreifen, um hinlänglich Stoff für das zu finden, was die Gegenwart bewußt oder ahnungs voll erfüllt und bewegt. Wie viele Ausbeute für die Kunst bieten nur die goetheschen und schillerschen Dramen, Balladen und Erzählungen! — Bis jezt freilich stehen die breiten Volksmassen diesen Sujets noch mehr oder weniger fern; denn die Stätte, wo die unteren Klassen ideale Bildung empfangen, die Kirche, ist diesen Gegenständen noch verschlossen, dieselbe ist lediglich der Tummelplatz der biblischen Figuren und Sagen. Aber ist es nicht zugleich die Aufgabe der Kunst, für die neuen Götter, wenn ich so sagen darf, das Volk zu erobern, sie aus dem geschlossenen Kreis der Gebildeten in die weite Oeffentlichkeit zu verpflanzen? Ich glaube nicht, daß der Demos in Athen einen sonderlichen religiösen Enthusiasmus für Pallas Athene empfand, bevor Phidias das Partenon geschaffen hatte; erst durch dieses nationale Kunstwerk wurde die jungfräuliche Göttin vom Volk ins Herz geschlossen und dasselbe wird man vielleicht auch von den raphaelischen Madonnen behaupten dürfen. Die populäre Literatur freilich wird der Kunst den Weg bahnen, beziehungsweise Hand in Hand mit ihr gehen müssen.

Der Monismus kann, wir sind dessen fest überzeugt, nicht bloß zur Religion der Gebildeten, sondern auch mit der Zeit zur Volksreligion werden, wenn er einmal literarisch und poetisch in unserem Sinne ausgestaltet sein wird^{*)}; wenn wir auch nicht verkennen, daß er erst dann zur Volksreligion werden kann, wenn die Volksbildung überhaupt bei verbesserten politischen und sozialen Zuständen sich beträchtlich gehoben haben wird.

24. Kapitel. Entwicklung aus den bestehenden Religionen. Katolizismus und Judentum.

Mit dem Vorstehenden wäre die Richtung angedeutet, in welcher diejenigen, die für die Ausbreitung des Monismus tätig zu sein bestrebt sind, vorzugsweise wirken sollten.

Es wäre indes, wie wir glauben, eine Täuschung, wenn man die Ausbreitung des Monismus zur Volksreligion von seiner literarischen und künstlerischen Ausbildung allein erwarten wollte. Logische und historische Gründe machen es warscheinlich, daß dieses Ziel erst allmählich auf dem Wege der Entwicklung aus den herrschenden Religionen oder aus einer derselben erreicht werden kann; ein Prozeß, der dem Monismus onehin in vielen Beziehungen zu statten kommen wird.

nicht lieben lehrt. In der Moral wie in der Politik wird eine Nation nur durch Tatsachen erneuert. Man erwartet gegenwärtig alles von Theorien und das ist ein Fehler. Die Gesellschaft hat niemals auf dauerhafte Weise als eben nur zwei Antrieben gehorcht: der Notwendigkeit und der Reigung. . . . Wollt ihr, daß die Moral eine lebendige Kraft werde, verlangt sie vom Herzen selbst des Menschen, aber beginnt damit, diesem Herzen einen andern Grund zu liefern, um sich hinzugeben, als Abstraktionen und Schlogismen. Gebt der Seele eine Tatsache, die sie bewegt, die sie gefangen nimmt und sie unterwirft. Das ist das Fundament der Moral.

^{*)} Als einen in mancher Richtung gelungenen Versuch eines kurzen Lehrbuchs der Vernunftreligion können wir das unter diesem Titel vor mehreren Jaren im Verlagsmagazin in Zürich erschienene von B. Ambrosius bezeichnen. (Schluß folgt.)

Poetische Aehrenlese.

An einen Ultra (1831).

Du rühmst die Zeit, in welcher deine Kaste
Genoß ein ruhig Glück?
Was aber, außer einer Puderquaste,
Ließ jene goldne Zeit zurück?

Kann bloß Vergangnes dein Gemüt ergözen,
Nicht frische, warme Tat?
Was blickst du rückwärts nach den alten Gözen,
Wie Julian, der Apostat?

Es füt die Freiheit ihren goldnen Morgen
Im Stralenglanz herbei!
Im Finstern, sagst du, schlich sie lang verborgen:
Das war die Schuld der Tyrannei!

Wer spräche laut, wenn's ein Despot verwehret,
Der allen schließt den Mund?
Selbst Christi Wort, das alle Welt verehret,
War lang nur ein geheimer Bund.

Nicht Böse bloß verbergen ihre Taten,
Auch Tugend hüllt sich ein:
Das Vaterland, auf offnem Markt verraten,
Weint seine Träne ganz allein!

Den Herrscher, sagst du, soll ein Zepher zieren,
Das unumschränkt bestelt?
Als stünd' ein Mensch er zwischen wilden Tieren,
Nach denen seine Flinte zielt!

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkertern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Blutgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort!

Umsonst, Verstockter, tadelst du das Neue,
Allmächtig herrscht die Zeit:
Zwar eine schöne Tugend ist die Treue,
Doch schöner ist Gerechtigkeit!

Und ist es neu, was einst der Weltgemeinde
Freiheit verliehn und Glanz,
Vor jenem fünften Karl und seinem Feinde,
Dem schändlichen Unterdrücker Franz?

Und sollt' ich sterben einst wie Ulrich Hutten,
Verlassen und allein,
Abziehen den Heuchlern will ich ihre Kutten:
Nicht lohnt's der Mühe, schlecht zu sein!

August Graf v. Platen - Hallermundt.

Ein seltenes Experiment.

Eine absichtlich herbeigeführte Dampfkessel-Explosion im Dienste der Wissenschaft fand vor kurzem in Wurnhall-Farm, am Monongahel-Staß, 15 Kilometer oberhalb Pittsburg in der nordamerikanischen Union statt. Wie die „Assicuranz“ darüber berichtet, wurde das Experiment von einem Herrn Lawson von Pittsburg veranstaltet und entsprach in seinem Ausgange den Erwartungen vollkommen. Es kamen dabei dieselben Ofen- und Fundamentmauerungen, Speisungseinrichtungen und bombensicheren Gewölbe in Anwendung, welche einem ähnlichen Versuche gedient hatten, den vor einigen Jahren Ingenieure der amerikanischen Regierung eine Erfolg anstellten. Der Kessel des Herrn Lawson war von bestem Eisenblech gefertigt, hatte eine Länge von 1 Meter 83 Centimeter und einen Durchmesser von 76 Centimeter und war vor dem Experiment einer Wasserdruckprobe von 42 Atmosphären (42 Kilogramm Druck pro 1 Quadratzentimeter Fläche) unterworfen worden; eine Spannung, die für Dampfkessel des gewöhnlichen Durchschnittes ungefähr die Bruchbeanspruchung darstellt. Der Kessel wurde mit dem Cylinders einer alten Schiffsmaschine durch ein Rohr von 5 Centimeter Durchmesser verbunden, de Zutritt des Dampfes zum Innern des Cylinders jedoch durch ein schnell zu öffnendes Ventil so lange verhindert, bis man die beabsichtigte Spannung im Kessel erzeugt hatte.

Der Plan, die Zersprengung des Kessels einzuleiten, ging dahin, den Dampf bei gehöriger Spannung aus dem Kessel schnell in den — sehr weiten — Cylinders expandiren zu lassen. Der dabei zu erwartende Stoß, die Reaktion desselben auf den Kessel und die bei der Expansion durch Entlastung der Wassermasse notwendig hervorgerufene plötzliche Dampfbildung, was nach physikalischen Erfahrungen die Gesamtspannung der Dämpfe momentan um ein Bedeutendes steigern mußte, sollte die Explosion herbeiführen. Zur Heizung wurde u. a. Petroleum verwendet.

Als der Dampfdruck nahezu 22 Atmosphären betrug, machte man den ersten Versuch. Der Dampf drang rasch in den Cylinders ein, eine jedoch eine bemerkbare Wirkung zu erzeugen, außer einem Stoße, den die in den bombensicheren Gewölben Befindlichen deutlich wahrnahmen. Der zweite Versuch fand bei einem Dampfdruck von etwas über 23 Atmosphären (351 engl. Pfund pro 1 Quadratzoll engl.) statt. Der Kessel war zu dieser Zeit etwa zu dreiviertel mit Wasser gefüllt. Kaum war das Ventil gehoben und der Dampf in den Cylinders eingedrungen, so wurde wieder ein gelinder Stoß verspürt und auf denselben folgte sofort ein lauter Knall. Alles war im Augenblick in dicken Dampf eingehüllt, von heißem Wasser aber war keine Spur mehr vorhanden; dasselbe ward in dem Augenblick, als es dem Kessel entwichen, vollständig in Dampf verwandelt. Unmittelbar darauf begann ein warmer Platzregen von kondensirtem Dampf, gemengt mit Bruchstücken von Eisen, Backsteinen, Dampfschrauben und andern Trümmern. Der Kessel und die Kesselmauerung war spurlos verschwunden, der erstere war nicht an einer einzigen Stelle zerplatzt, sondern buchstäblich in Stücke

zerföhren worden. Eines der größten Stücke, ungefähr 45 Centimeter lang und 30 Centimeter breit, war auf beinahe 1 Kilometer Entfernung fortgeschleudert worden. Einer der beiden Kesselböden wurde zirka 800 Meter von der Versuchsstätte aufgefunden. Den andern Boden hat man, wie es scheint, gar nicht wieder entdeckt.

Mancher Leser wird vielleicht bei der Bezeichnung „absichtlich herbeigeführte Kessel-Explosion“ gedacht haben: „Nun, das ist doch weiter nichts! Man feuert einen Kessel einfach so lange, bis er zerplatzt.“ Eine solche Explosion hätte allerdings kaum einen weiteren wissenschaftlichen Wert, als den einer Festigkeitsprobe, welche man mittels Wasserdruckes viel billiger haben kann. Darauf war es aber hier nicht abgesehen. Es handelte sich vielmehr darum, eine Explosion mit denjenigen Mitteln zu veranstalten, die im wirklichen, beinahe ausschließlich auf Zersprengen der Kessel berechneten, Betriebe vorkommen, insbesondere also, one den Kesseldruck bis zur Bruchbeanspruchung zu steigern, ja noch möglichst tief unter der eigentlichen Bruchgrenze zu bleiben — was auch gelungen ist.

Man erinnert sich bei Betrachtung dieses Versuchsergebnisses des Faktums, daß auffallend viel Kessel-Explosionen bald nach Betriebspausen bei Wiederaufnahme des Betriebes eingetreten sind, und in der That läßt sich eine Aehnlichkeit in der Ursache und Wirkung bei dieser beabsichtigten Explosion und jenen unbeabsichtigten leicht erkennen. Die ja nach Umständen lebhafteste Bewegung, in welche der gespannte Dampf in Dampfkesseln bei plötzlicher Dampfentnahme gerät, ist nur graduell verschieden von der bei gedachtem Experiment hervorgerufenen plötzlichen Dampfschwankung, bezw. Oscillation der Dampfmasse.

Die Zerkümmernng der Kesselwandung erscheint indessen noch nicht völlig erklärlich, sobald man die durch momentane Druckentlastung des Wassers — die Nachwirkung des Saugens der pfeilschnell entweichenden Dampfmasse — verursachte Bildung neuer Dämpfe nicht genügend berücksichtigt. Es ist wol anzunehmen, daß nur das Zusammenwirken dieser neuentstandenen Dämpfe mit dem Rückstoß der anfänglich fortgerissenen jenen hohen Druck, wenn auch nur auf einen einzigen Moment, erzeugen kann, der die Wände zu zerreißen imstande ist.

Ein sehr wichtiges Resultat jenes Versuches ist auch die Feststellung, daß sich das heiße Wasser (Temperatur desselben bei der Explosion war ungefähr 220 Grad Celsius) nach dem Freiwerden sofort in Dampf verwandelte. Es gibt in Deutschland noch heute Professoren, welche die Möglichkeit gänzlicher Umwandlung einer über den gewöhnlichen Siedepunkt erhitzten Wassermenge in Dampf bei Verminderung des Druckes auf eine Atmosphäre in Abrede stellen, obwohl bisher noch fast alle Kessel-Explosionen durch das Verschwinden des Wassers dagegen gesprochen haben. Demgegenüber würde dieses Experiment in der beobachteten Erscheinung einen neuen Beitrag zu dem Beweise des Satzes liefern, daß der menschliche Verstand — auch der der Professoren — nur gar zu leicht auf Irrwege geraten kann, wenn er sich nicht Schritt für Schritt leiten läßt durch die — Erfahrung.

P. K.

Zwergpalme auf Madagaskar. Die Illustration auf S. 220 zeigt uns im Vordergrund eine von den vielen tausenden von Palmenarten, die zu der üppigen Flora der 11,000 Quadratmeilen großen afrikanischen Insel Madagaskar gehört, zugleich aber auch den Reichthum der Vegetation, den dort die Mutter Natur den Menschen spendet. Schon vom Meere aus gesehen soll diese Insel einen prächtigen Anblick gewähren, indem sie terrassenförmig ansteigt und so den Eindruck eines gewaltigen Amphitheaters macht. Aber erst in den dichten, kaum durchdringlichen Urwäldern entfaltet sich ein wild-schönes, romantisches Leben. Während von den Bergen — die höchsten Gipfel ragen bis zu 10,000 Fuß empor — die Ströme rauschen und sich in der hier immer reichlich Wärme spendenden Sonne die Krokodile langhingestreckt erwärmen, tummeln sich in den schönsten Farben prangende Kolibris und Schmetterlinge, und üben die von uns kürzlich hier beschriebenen prächtigen Orchideen in übergroßer Pal auf das Auge des glücklichen Beschauers ihren mächtigen Zauber. Um schließlich durch den Kontrast recht zu wirken hat die Natur die Wälder zugleich auch mit wilden Schweinen bevölkert, woher Madagaskar auch den Namen „Land der wilden Schweine“, bei den Eingebornen „Rossindambo“ erhalten hat. Dazu das Nilpferd, der Strauß, wilde und zahme Affen und Hunde, große Schlangen, Füchse, Eichhörnchen, Lemuren und verschiedene andere bilden die Fauna, während sonderbarer Weise Löwen, Tiger, Elephanten, Giraffen, Rhinocerosse nicht vorkommen, die das gegenüber liegende Afrika, das von Madagaskar nur durch den breiten Kanal von Mozambique getrennt ist, bevölkern. Die Flora zeigt 15 verschiedene Reissarten 12 verschiedene Baumarten geben Del, andere Gewürze, außerdem werden Tabak, Zucker, Baumwolle, Indigo, Kokosnüsse, Ananas, Bananen, Brotfrucht, Orangen, Pfirsiche und eine große Menge anderer Früchte gebaut und erzogen. Besondere Beachtung verdient eine Palmenart, der sogenannte „Baum der Reisenden“ oder Navinalbaum. An der Basis der Blattstengel, welche die rippige Blattkrone bilden, befindet sich eine Höhlung, in der das Wasser von der breiten Oberfläche der Blätter fließt, dem Baume Nahrung zuführt und auch dem Reisenden Erfrischung gewährt. Sein Holz dient zum Häuserbau, seine Blätter zum Bedachen derselben, als Emballage, Tischtücher oder sie werden, indem man den Stiel herauszieht, als Teller benützt. Mit den Stielen baut man die Wände, die Rinde gibt Fußbodenbedeckung. Seine Blätter sind 20–30 Fuß lang und 1½ Fuß breit. Außerdem hat Madagaskar noch andere nützliche Bäume: so einer, der die einheimische Seidenraupe nährt, den Bambus und einen von dem die Tamarinde entnommen wird. Das Klima ist im Innern gemäßig und gesund. Auf den höchsten Berggipfeln findet sich hier und da Eis; die Küstenebenen sind dagegen sehr heiß. Auf seinen Hochebenen steigt die Temperatur jedoch selten und zwar im Januar und Februar über 23 Grad Réaumur. Während wir also unsere kälteste Jahresperiode durchmachen, herrscht dort der Hochsommer. Große schöne Seen und Ströme zeichnen noch diese Insel aus, die Küstenebenen sollen sehr ungesund, namentlich nach die Nordostseite für den Europäer gänzlich unbewohnbar sein. H.

„Donner und Doria!“ (Illustration Seite 221.) Eigentlich könnte man auch sagen: kleine Ursachen, große Wirkungen, denn die Veranlassung zu dem großen Krach da auf unserem Bilde ist eine so unscheinbare, wie das daraus entstandene Gepolter groß ist. Wir wollen die drollige Geschichte erzählen. Popschmid, ein alter „Junggeselle“ wohnt nun schon seit zwanzig Jahren mit seinem Vello zusammen und verzehrt die Zinsen, welche ihm ein nicht gerade großes Kapital einbringt, das er einst von einer alten Tante geerbt. Daß ihn also besonders Sorgen bedrücken, können wir nicht behaupten. Er schläft gemütlich bis 9 Uhr, braut sich dann seinen Kaffee und läßt sich das neueste „Tageblatt, Organ für Philister und die es werden wollen“, bringen und fängt, gewissenhaft wie er ist, oben beim Titel zum so und sovielsten male zu lesen an und hört, nachdem er alle Heiratsanzeigen, Annoncen und sonstigen Blüten der „Eselwiese“ mit Ruhe und Behagen gepflückt, beim „verantwortlichen Redakteur“ hinten auf. Sein Treiben während der übrigen Tageszeit ist dem ähnlich, wenigstens bringt es der menschlichen Gesellschaft ebenso großen Vorteil — d. h. gar keinen — und so können wir uns eine spezielle Aufzählung sparen. Daß der Held der ganzen Geschichte, Popschmid, selbst sich für ein sehr wichtiges und gar nicht so unschönes Individuum hält, steht fest und wir verraten dies denen auch, die noch nicht davon unterrichtet sein sollten. Er hat deshalb auch die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß ihm einst ein ebenso schönes, wie reiches Glied des „schwächeren“ Geschlechts die Hand zum dauernden Lebensbunde reichen wird. Vliest er doch aus jedem weiblichen Angesicht die ihm geltenden verliebten Blicke und denkt er doch gar nicht daran, daß sich die schalkhaften Coaxidochter und bent er doch gar nicht daran, daß sich die schalkhaften Coaxidochter gern mit ihm ein Späßchen erlauben. Seit einiger Zeit liest er nun den einen Teil seines Leib- und Magenblattes mit ganz besonderem Eifer, den nämlich, der sich durch ganz besonders fett gedruckte Stichworte auszeichnet, wie „Ein junges, sehr schönes, ordentliches Mädchen, der es an Herrenbekanntschaft fehlt“, „Sehr reelles Heiratsgeheiß“, „Eine noch gut erhaltene kinderlose Witwe mit 10000 Mark Vermögen“ und wie die Reklamen alle heißen, vermittelt deren man beabsichtigt in den Bund fürs Leben zu treten, den man dann pharisäerhaft einen „heiligen“ nennt. Und auch heute hat er mit besonderer Aufmerksamkeit mit der Lektüre eines Inzerats begonnen, in dessen Mitte sich sogar „Zwanzigttausend Mark“ recht fett auszeichnen, da —

wie er schon ausrechnet, um wie viel sich seine Rente erhöhen würde, wenn dieser „Goldfisch“ bei ihm anbisse — springt mit einemmale ein Mäuslein, für das diese interessante gedruckte Tatsache wahrscheinlich auch ein starker Anziehungspunkt war, auf das Zeitungsbrett. — „Donner und Doria!“ bricht aus dem Munde des aus seinen Himmeln aufgeschredenen alten „Junggesellen“ hervor — ein Schlag mit der Faust — Vello eifrigt hinterher — ein noch furchtbarer Krachen und Popschmid selbst kommt, das Gleichgewicht verlierend, in eine Lage, die man kennen muß, um sie voll und ganz würdigen zu können und die ihn wol oder übel zwingt, seine Träumereien diesmal aufzugeben. Denn da er abergläubisch ist, so nimmt er den Zusammenbruch der Stätte, welche das Fundament seiner gewohnheitsmäßigen Ruhe bildet, symbolisch und glaubt darin inbezug auf die 20000 M. ein böses Omen zu erblicken. Ist er nun auch noch nicht kurirt, so wird er doch vorläufig seiner Einbildung gewisse Schranken setzen.

M. W.

Frauenrecht der Vorzeit. In Anschluß an meinen Aufsatz „Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie“ trage ich folgendes Kuriosum aus dem Rechtsleben nach.

Wenn ein gerichtlicher Zweikampf bei Männern oft die endliche rechtliche Entscheidung herbeiführte, so trat bei Klagkämpfen zwischen Mann und Frau für letztere gewöhnlich ein Mann ein, der für sie focht; aber interessant ist die Tatsache, daß in Mangel eines Ritters auch die Frau selbst als Kämpfer sich stellte. Darüber findet sich im Apollonius von Heinrich von Neustadt folgende lehrreiche Stelle:

„Wenn ein Weib kämpfen soll
Mit einem starken Manne,
Man sieht es gleich dann.
Ein Weib ist ein halber Mann
Herr, bei dem Amte, das ich habe,
Sage ich dir wie es soll sein
Ich las es in den Büchern mein.
Es soll ein jeglicher Mann
In einer engen Grube stahn,
Daß er zur Hälfte drinnen sei.
Scharfer Waffen sei er frei:
Das ist recht im ganzen Land.
Ihm soll auch die rechte Hand
Auf den Hüften gebunden sein:
Das ist das rechte Urteil mein.
Man soll ihm einen Steden geben,
Damit verteidige er sein Leben,
Nicht zu groß und nicht zu schwant (ditun)
Er soll sein eine Elle lang,
Den gibt man ihm in die linke Hand.
Damit ist seine Wehr bekant.
Ein bloßer Rod ist sein Kleid,
Ueber ein Hemde angelegt.
Die Frau soll außen herumgehn
Einen Stein in einem Kermel heben,
Mit drei Riemen gebunden,
Schwer bei drei Pfunden.
Der Kermel soll von Leinwand
Sein zwei Ellen lang*.)
Wenn sie ihn nicht besiegen mag
Vom Morgen zum Mittag,
So soll der Mann davontommen
Und von der Frau ledig sein.“

M. W.

Literarische Umschau.

Karakterbilder bedeutender Künstler. Heft I. Filippo Brunelleschi von F. Holzhausen, Leipzig, E. L. Morgenstern. Preis 1 Mark — Unter dem an die Spitze gestellten Haupttitel beachtlich die genannte Verlagsbuchhandlung eine Anzahl von Biographien hervorragender Künstler, namentlich aus der Zeit der Renaissance hervorgehoben, deren Lektüre vor allem in den breiten Volksschichten den Sinn für das Schöne wecken und zum eifrigen Studium der Kunstleistungen der alten Meister anregen soll. Daß durch ein solches Beginnen gerade unseren aufstrebenden Kunstgenossen ein großer Dienst geleistet wird, liegt auf der Hand. Haben doch unsere mit dem und für das Kunsthandwerk schaffenden Künstler, als sie zu der jetzigen Reform des Impuls gaben, zunächst auf die Meister der Renaissance hingewiesen und diese als Vorbilder empfahlen. Es geht uns im Gemerksleben wie im politischen. Wie es hier die großen historischen Taten, die hervorragenden Geistesheroen der Menschheit sind, welche in Zeiten politischer Stagnation die wenigen vorwärtsstrebenden Männer erheben und zu früherer Tat anspornen, so auch dort. Und so darf es wol als ein glücklicher Griff bezeichnet werden, daß im ersten Heft die

*.) Damit ist so ein Prachtärmel gemeint, von dem oben die Rede gewesen ist bei Erwähnung der Frauentracht.

Biographie des Mannes gegeben wurde, der mit den gewaltigen Anstoß zum Vorwärtsbringen, zu neuem künstlerischen Schaffen gegeben, und dessen großes Monument, die florentiner Domkuppel, gewissermaßen den Denk- und Markstein auf der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit bildet. Dazu hat der Verfasser es vortrefflich verstanden, das Leben und Wirken dieses genialen Mannes zu zeichnen. Man füllt es in jedem Satze, daß ihm die Begeisterung für die Werke Brunelleschis, die wahre Hingebung und das klare Verständnis dieses Mannes die Feder leitete, und so steigen denn auch beim Lesen dieses Büchleins die Werke des großen Florentiners allmählich vor uns auf, wir folgen ihm in die Werkstatt, sehen sein Wirken und sind mit vollem Recht hingerissen von seinem uns heute so noch nützenden Tun. Daraus ist aber schon ersichtlich, daß wir nicht nur die Lebensgeschichte eines großen Mannes erfahren: es ist die Kultur, der gewaltige Schaffenstrieb, der damals in der Menschheit schlummerte und teilweise zum Ausdruck kam, welche uns hier in großen Zügen skizziert vorgeführt wird. Möge die Schrift deshalb viele Leser finden, wir sind der Ueberzeugung, daß jeder Leser auch ihr Freund wird. Ueber die folgenden ähnlichen Hefte werden wir gern berichten.

Amerikanischer Turnerkalender für das Jahr 1882. Dritter Jahrgang. Herausgegeben von Derfflinger, Book & Publishing Co. Milwaukee. Wis. — Wenn die amerikanische Turnerschaft das „Bahn frei!“ und das „Frisch, frei, Start und treu“, die auf dem Titelblatt dieses Kalenders als Motto prangen, auch in der Praxis beherzigt, so sind wir überzeugt, daß in Amerika die Turnerei eine etwas andere Bedeutung hat wie in gewissen Staaten Europas, wo ja schon der bekannte Turnervahlspruch von Anfang an andeutete, wohin sich die edle Turnerei verlaufen würde. Doch das geht uns hier nichts an. Jedenfalls verdient der genannte Kalender einen großen Freundes- und Leserkreis in der „alten“ und „neuen Welt“.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Zur Beachtung für die Fremdwortverfolger. Die „Neue Welt“ hat vor einiger Zeit in einem größeren Aufsatze darauf hingewiesen, daß das Herüberwandern von Fremdwörtern in die deutsche Sprache ein ganz naturgemäßer Vorgang ist, der überall da austritt, wo zwei oder mehr Sprachen mit einander mündlich oder schriftlich in Verührung und Verbindung treten. Jedes Volk schaut seiner besonderen geistigen Entwicklung gemäß Erscheinungen, Zustände und Vorkommnisse aller Art in eigentümlicher Weise an, gewinnt den Dingen mehr oder minder neue Seiten ab und belegt sie mit dieser ihrer Anschauungsweise entsprechenden Bezeichnungen. Kommt nun ein Volk mit dem andern in Verkehr, so ist nichts natürlicher, als daß ein jedes vom andern diejenigen Worte und Redeweisen herübernimmt, welche Dinge oder Verhältnisse bezeichnen, die ihm bisher fern lagen. Daß diese Eroberungen des Sprachgeistes anfänglich vielen Angehörigen des fraglichen Volkes absonderlich vorkommen und unverständlich sind, ist gleichfalls sehr natürlich und bedarf keiner Entschuldigung, dafür aber beweist es entschieden Mangel an Verständnis, wenn diejenigen, welche ein Fremdwort entweder gar nicht oder nur so ungefähr verstehen, dasselbe sofort für höchst überflüssig und verwerflich erklären und über jeden, der es zu gebrauchen wagt, wie über einen Höflichkeit herfallen, der ihnen persönlich oder ihrer unbefleckten Muttersprache eine Beleidigung zugefügt hat. Wie wenig von solcher Unbeflecktheit zu halten ist, zeigen vorzüglich diejenigen Worte in der deutschen Sprache, welche das Äußere des Fremdwortes allmählich verloren haben und sich so der deutschen Art anzupassen vermochten, daß sie gemeinhin für Ausdrücke urdeutscher Abstammung gelten. Es sind dies die in großer Anzahl vorhandenen, von den Sprachgelehrten sogenannten Lehnwörter. Wer z. B. ist nicht der Ueberzeugung, daß *Bielstraß* ein echt deutsches Wort ist? Das ist aber nur ein schöner Wahn. *Bielstraß* bezeichnet das in den hochnordischen Gebirgen lebende Raubtier aus der Wardenfamilie, welches gut finnisch *hiäl-frass*, d. i. zu deutsch Felsenkletterer bedeutet, und hat mit unserm deutschen „Bielstreßen“ nicht das mindeste zu tun. Ebenso stet es mit *Armbrust*, das weder von Arm noch Brust kommt, sondern von *arcuballista*, zusammengesetzt aus dem lateinischen *arcus*, Bogen, und *ballista* (von dem griechischen *ballean*), Wurfmaschine. Diese Beispiele entstammen der Arbeit des Dr. Konrad Rothberg „Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung“. Die Rezension über dieses Buch in den „Grenzböten“ enthält folgenden für die Rolle, welchen die Lehnwörter in der deutschen Sprache spielen, besonders charakteristischen Passus: „Wer des morgens nach der

Uhr sieht, sich dann mit Seife wäscht, zum Frühstück seine Semmel verzehrt, dann aus dem Schrein die Stiefeln nimmt, die ihm der Schuster gebracht hat, sich zu Mittag vom Koch Speise bereiten läßt, die er mit Essig oder Zwiebel würzt, und dazu sein Seidel Bier oder seine Flasche Wein trinkt, der hantirt mit Dingen, deren eines eine ursprünglich deutsche Bezeichnung hat.“ Seife ist herzuweisen vom lateinischen *sapo*, Semmel vom lateinischen *simila*, das frisches Weizenmehl heißt, Stiefeln vom lateinischen *aestivales*, später *stivales*, d. h. die sommerlichen — zu ergänzen Fußbekleidungen; Schrein ist das lateinische *scrinium*, Schuster war ursprünglich *shuoch-sutor*, von *shuoch*, Schuh, deutsch, und *sutor*, Rätber, wiederum lateinisch. Koch ist nicht minder lateinisch, nämlich *coquus*, Wein ist *vinum* u. s. w. Die alte lateinische Sprache war für uns Deutsche, schon weil sie bis in die neueste Zeit die allgemein herrschende Gelehrtensprache war, die hauptsächlichste Fundgrube sprachlicher Bereicherung, aber die lateinische Sprache selbst hat in sehr vielen Fällen die griechische nach Kräften ausgebeutet, und diese dankte ihren Reichtum wiederum zum guten Teil den uralten orientalischen Sprachen. Auch aus andern als der lateinischen Sprache hat unsere widerbe deutsche Muttersprache im Vorbeigehen geraubt und geborgt, was sie eben erwischen konnte, freilich ist da wie hie manche Errungenschaft mitten darunter, welche zum besten unseres Sprachganzen getrost hätte unterbleiben können.

xz.

Zigarrettenkonsum in Amerika. Frankreich, das im Jahre 90 000 000 Pfund oder 300 Millionen Zigarretten verbraucht, wurde bisher in diesem Falle der erste Preis zuerkannt, aber die junge transatlantische Republik, die Europa auf allen praktischen Gebieten den Vorrang streitig macht, hat auch auf diesem den lebenswürdigen Franzmann bereits überholt. Während in Amerika nämlich früher nur Fremdborene Zigarretten rauchten und beispielsweise 1870 nur 13 881 417 Zigarretten versteuert wurden, sind im Jahre 1881 schon 408 708 365 Stück der Steuer unterworfen, also 394 826 948 mehr. Die Steigerung ist in den 11 Fiskaljahre folgende: Es wurden 1870 13 881 417, 1871 18 930 753, 1872 20 691 050, 1873 27 088 056, 1874 28 718 200, 1875 41 297 883, 1876 77 420 586, 1877 149 069 217, 1878 165 180 257, 1879 238 276 817 und 1880 408 708 365 Stück Zigarretten versteuert. Die von den Rauchern selbst gewickelten sind nicht mit-inbegriffen. Der größte Teil der hier angeführten soll aber von Zungen im Alter von 12 bis 18 und 20 Jahren geraucht werden, was unbedingt für einen Mißbrauch der republikanischen Freiheit und zwar zu Ungunsten des leiblichen und geistigen Wohlbefindens angesehen werden muß.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Hamburg. Frau T. K. Die Epilepsie oder Fallsucht ist allerdings eine ebenso bedenkliche als weitverbreitete Nervenerkrankung. Man schätzt die Anzahl der Epileptischen in Deutschland auf über 10 000. Dabei verläuft sie fast immer chronisch, ist selten in wenigen Monaten zu beseitigen und überdauert, wenn man ihr nicht bald heilsamig entgegentritt, leicht Jahre, ja sie spottet auch allen Heilverfahren durch Jahrzehnte, selbst bis ans Lebensende des Kranken. Ein Gefühl wie kriegende Armeen in Armen oder Beinen, eine Empfindung, wie von einem plötzlich aufsteigenden warmen oder kalten Lufthauch, gleichzeitig mit Beklemmungen und Schwindel leiten gewöhnlich den Anfall ein. Der Verlauf des Paroxysmus besteht meist darin, daß der Kranke mit einem eigentümlichen Schrei bewußtlos umfällt, für einen Augenblick steif wird, insbesondere am Rachen, dann schäumt, leucht, sich die Zunge kerbt, an allen Gliedern zuckt und Stöße, Stiche, Schläge, überhaupt Reize aller Art, selbst die schmerzhaftesten nicht mehr empfindet. Nach Beendigung des Paroxysmus kehrt das Bewußtsein zurück, der Kranke weiß nichts mehr von dem, was aber mit ihm vorgegangen, empfindet meist noch tagelang Eingenommenheit seines Kopfes, Abgeschlagenheit der Glieder und allgemeine Erschöpfung. Jumeilen tritt Genesung ein, indem die Anfälle eine bemerkbare Kräftigung werden und allmählich ausbleiben; zuweilen geht die Epilepsie in eine andere Krankheit über, wie in Typhus, Tuberkulose, eine Herzkrankheit u. s.; häufig, besonders bei Berührung oder wenn sie mit Abnormitäten der Gehirnloustritur oder der Schädelbildung zusammenhängt, ist auf die Genesung kaum oder gar nicht zu rechnen. Bei keiner andern Krankheit haben Kräfte und Leben so übereilig nach einem unter allen Umständen heilkräftigen Mittel gesucht, als bei der Epilepsie. Und was man mit aller Gewalt finden will, bildet man sich leicht ein, gefunden zu haben. Terpentin, Ambra, Zink, Wisnüt, Gold, Mastix und Indigo, Krähenaugen und Ignatiusbohnen, Glühweine, stündelstäubende Oefte und ägende Metalle, dies und vieles andere mehr wurde eine zeitlang mit warem Feuerer angewandt und angepriesen und erwies sich schließlich ausnahmslos als wertlos, wenn nicht schädlich. In neuester Zeit sorgt man am besten für möglichst Ruhe und Schonung des Kranken und wendet recht oft kalte Waschungen des Körpers an. Daneben wird innerlich *Baldrianwurzel*, 5mal täglich 15 bis 20 Tropfen auf Zucker, oder *Bromkalium*, 40: 300,0, 4mal täglich ein Eßlöffel, mitunter auch reines Atropin zu 0,003—0,005 1—2mal täglich gegeben oder der galvanische Strom angewandt. Warm empfiehlt der in der R. W. oft erwähnte verdienstvolle Prof. Reclam allenfalls ein Mittel, welches er selbst schon während eines ganzen Menschenalters mit anerkanntem Erfolge angewendet zu haben berichtet, nämlich *Ossa calcinata* (Knochenasche), die in der *Rezeptpraxis*, vorzüglich bei der *Strophulose* (Knochenasche), die in der *Rezeptpraxis* aufgeführt ist, als *Julius zur Kurung*, einen großen Ruf genießt. Die Vorschrift für die Anwendung bei Epilepsie lautet: *Oss. calcin* 100, Sach. alb. 500; — F. pulv. M. S.: täglich 3 bis 5mal einen angetrichenen Teelöffel voll.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fort.) — Der gegenwärtige Stand der Impfsfrage. Von Friedrich Rauert. — Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft. Von Dr. A. Israel. (Fort.) — Poetische Aehrenlese. An einen Ultra (1881). — Ein seltenes Experiment. — Die Zwergpalm auf Madagaskar. (Mit Illustration.) — „Donner und Doria!“ (Mit Illustration.) — Frauenrecht der Vorzeit. — Literarische Umschau: Karakterbilder bedeutender Künstler. Amerikanischer Turnerkalender. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Zur Beachtung für die Fremdwortverfolger. Zigarrettenkonsum in Amerika. — Ratgeber für Gesundheitspflege.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. B. Dieß in Stuttgart.